

Uta Pohl-Patalong

Kirchliche Orte

Jenseits von Ortsgemeinde und übergemeindlichen Arbeitsformen

Welche Gestalt soll die Kirche zukünftig haben, in welchen Formen soll sie sich organisieren? Wenn über diese Frage grundsätzlich nachgedacht wird, statt sie nur unter dem Aspekt eines ausgeglichenen Haushalts für das nächste Jahr zu verhandeln, ist zunächst ein analytischer Blick auf die gegenwärtigen Organisationsformen nötig: Nach welchen Prinzipien organisiert sich die Kirche bisher und wie wirkt sich dies aus? Wo sind die Schwächen und wo die Stärken der gegenwärtigen Organisation, und wie können wir aus ihnen für die Zukunft der Kirche lernen?

Schnell wird deutlich: Die Kirche heute ist organisatorisch durch zwei Prinzipien gekennzeichnet. Auf der einen Seite ist sie dominant parochial organisiert – die territorial bestimmte Parochie ist zahlenmäßig und von den Entscheidungsstrukturen her das dominierende Prinzip. Daneben gibt es jedoch nichtparochial organisierte Formen, unter denen das funktionale Prinzip das wichtigste ist, im Blick sind dabei vor allem die Dienste und Werke.¹ Der ekklesiologische Status der Dienste und Werke ist wesentlich ungeklärter als der der Parochien. Gelegentlich wird ihre Existenzberechtigung sogar daran gemessen, ob sie den Ortsgemeinden effektiv zurarbeiten. Faktisch wird in der gegenwärtigen angespannten Finanzlage eine Konkurrenz zwischen Ortsgemeinden auf der einen Seite und Diensten und Werken auf der anderen deutlich. Dies wird selten prinzipiell begründet mit einer fundierten theologischen Argumentation, sondern meist mit drängenden Haushaltsfragen. Meine These ist jedoch, dass hinter dieser auf finanzieller Ebene ausgetragenen Konkurrenz ein grundlegender Konflikt steht, den es lohnt anzugucken: Der Konflikt zwischen parochialem und nichtparochialem Struktur-

¹ Ich vernachlässige hier das Personalprinzip und das Bekenntnisprinzip, die ebenfalls Grundlage von Organisationsformen sein können. Zur Differenzierung der vier Organisationsprinzipien vgl. F. Löwe, Das Problem der Citykirchen unter dem Aspekt der urbanen Gemeindestruktur. Eine praktisch-theologische Analyse unter besonderer Berücksichtigung von Berlin (Ästhetik – Theologie – Liturgik Bd. 10), Münster 1999, 306ff.

prinzip der Kirche.² Dieser ist nicht neu, noch nicht einmal neuzeitlich, sondern lässt sich durch die Kirchengeschichte hindurch in unterschiedlichen Varianten nachweisen.³ Die drängenden Haushaltsfragen lassen den Grundkonflikt besonders deutlich hervortreten. Die gegenwärtige Situation mit der Notwendigkeit zu Strukturreformen sowohl aus finanziellen wie aus inhaltlichen Gründen bietet jedoch auch die Chance, einen für die Kirche grundlegenden Konflikt wahrzunehmen und zu bearbeiten und daraus dann Konsequenzen zu ziehen, mit denen nicht nur der Finanz-, sondern auch der Relevanzkrise begegnet wird.

Ich plädiere damit nachdrücklich dafür, in der künftigen Gestalt der Kirche das Gegenüber von parochialen und nichtparochialen Strukturen nicht einfach zu verlängern, sondern den Konflikt der beiden Organisationsprinzipien konstruktiv zu nutzen, um neue Wege jenseits von Parochialität und Nichtparochialität zu suchen. Die Konfliktforschung hat gezeigt, dass unbearbeitete, latent schwelende Konflikte destruktive Wirkungen entfalten, während die offenen und bearbeiteten Konflikte konstruktives Potential in sich bergen, das einer Organisation sehr zunutze sein kann.⁴ Nicht sinnvoll erscheint es dabei, den Konflikt einseitig zugunsten des einen oder des anderen Organisationsprinzips zu entscheiden. Beide haben nämlich gute Argumente auf ihrer Seite, mit denen sie aus ihrer jeweiligen Perspektive heraus den Sinn parochialer und den Sinn nichtparochialer Organisation begründen. Statt parochiale und nichtparochiale Strukturen gegeneinander auszuspielen, sollten die Stärken beider wahrgenommen und dann in ein neues Modell eingebracht werden. Ein solches Modell, entstanden im Rahmen meiner Habilitationsschrift, das von dem Konflikt zwischen parochialen und nichtparochialen Strukturen ausgeht und ihn in einem „dritten Weg“ überwindet, möchte ich hier vorstellen.

² Ausführlich habe ich diese These dargestellt und bearbeitet in meiner Habilitationsschrift, vgl. U. Pohl-Patalong, *Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell*, Göttingen 2003.

³ Vgl. a.a.O., 70ff.

⁴ Vgl. a.a.O., 37. Als besonders hilfreich hat sich das Modell zur Bearbeitung von Konflikten in Organisationen von Dean Tjosvold erwiesen, vgl. D. Tjosvold, *The Conflict – Positive Organisation. Stimulate Diversity and Create Unity*, Reading u.a. 1991.

Die Orientierung an *kirchlichen Orten*

In diesem Modell gehe ich von kirchlichen *Orten* aus, statt von „Gemeinden“ auf der einen und „Diensten“ auf der anderen Seite zu sprechen.⁵ Mit kirchlichen Orten ist alles gemeint, wo kirchliche Arbeit in irgendeiner Form stattfindet: bisherige Parochien, die in der Regel baulich durch eine Kirche und ein Gemeindehaus repräsentiert werden, Tagungshäuser, kirchlich genutzte Räume in Krankenhäusern, Schulen und Gefängnissen und jegliche Gebäude kirchlicher Arbeit. Für die Überlegungen zur künftigen Strukturierung kirchlicher Arbeit werden diese Orte nicht nach dem zweigliedrigen Schema parochial und nichtparochial unterschieden, sondern als Ressourcen wahrgenommen, auf die Kirche auch in Zukunft zurückgreifen kann. Der besonders von parochialer Seite betonte Hinweis auf den notwendigen Orts- und Raumbezug kirchlicher Arbeit wird damit aufgenommen. Gleichzeitig zeichnet sich dieser Ansatz ein in die praktisch-theologische Tendenz der letzten Jahre, die räumliche Kategorie stärker wahr- und ernstzunehmen.

Ebenso stellt die bisher dort geleistete Arbeit eine wichtige Ressource dar, die reformerische Überlegungen für die Zukunft wertschätzen und an diese anknüpfen können. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Existenz jedes kirchlichen Ortes und des dort vertretenen Arbeitsgebietes sakrosankt ist. Die strukturellen Überlegungen bieten gerade die Chance, Bisheriges zu überdenken und sinnvoll zu reduzieren. Jede Schließung eines Ortes, wo bisher kirchliche Arbeit stattgefunden hat, ist selbstverständlich schmerzhaft und kirchenintern wie in der Öffentlichkeit problematisch. Sie ist nur zu rechtfertigen gegenüber der schlechteren Alternative eines schleichenden „immer weniger“, das nicht nur die Arbeitsfähigkeit erheblich beschränkt, sondern auch eine pessimistische Grundstimmung fördert, die der Ausstrahlungskraft der Kirche erheblichen Schaden zufügt.

⁵ Denkbar wäre auch eine Ausweitung des Gemeindebegriffs auf die vielfältigen kirchlichen Arbeitsgebiete. Dies hätte den Vorteil, die theologische Dimension von Gemeinde in der Vielfalt ihrer Bedeutungsmöglichkeiten aufzunehmen. Ich sehe jedoch die Gefahr, dass damit die bisher meist exklusiv als „Gemeinde“ bezeichnete Parochie und ihre Strukturprinzipien durch die begriffliche Assoziation unter der Hand zu einer neuen Dominanz gelangen und spreche deshalb lieber neutraler von „kirchlichen Orten“.

Vereinsähnliches kirchliches Leben an allen Orten

Als Grundprinzip des hier vorgestellten Modells schlage ich vor, dass es (potenziell) an jedem dieser kirchlichen Orte sowohl ein vereinsähnliches kirchliches Leben gibt als auch inhaltliche Arbeitsbereiche, dass diese jedoch organisatorisch voneinander getrennt gestaltet werden. Soweit diese beiden Aspekte – in den bisherigen Parochien – miteinander vermischt waren, bedeutet dies die Entflechtung der beiden Arbeitsbereiche, die von „Kirche“ und „Gemeindehaus“ symbolisiert werden.⁶ Das bedeutet, eine ca. 100 Jahre alte Entwicklung zurückzunehmen, die eng mit der Gemeindebewegung, deren bekanntester Vertreter Emil Sulze war, verbunden ist. Diese Entwicklung ist vor dem Hintergrund der damaligen Situation (die Folgen der Industrialisierung und ihre Probleme) verständlich. Heute wirft sie jedoch Probleme auf. In den letzten Jahrzehnten sind für die Ortsgemeinden immer mehr Aufgabenbereiche hinzugekommen. Die Fülle von Aufgaben führt für viele Hauptamtliche und auch manche Ehrenamtliche zu einer dauerhaften Überlastung. Sie birgt die Gefahr, quantitativ vieles, aber wenig qualitativ hochwertig zu machen. Werden dann noch Gelder und Stellen reduziert, kann man der Fülle der Aufgaben nur nachjagen, ohne sie kompetent erfüllen zu können.

Dieser Problemlage kann mit einer Entflechtung der durch „Kirche“ und „Gemeindehaus“ symbolisierten Bereiche begegnet werden. Sie werden in diesem Modell als zwei unterschiedliche kirchliche Arbeitsbereiche gedacht, die am gleichen Ort stattfinden, jedoch organisatorisch und personell getrennt.

Der eine Bereich wird „vereinsähnlich“ gestaltet.⁷ Er ist wesentlich von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägt und orientiert sich vor allem an den

⁶ Hier treffen sich meine Überlegungen mit denen von Rudolf Roosen, die sich dann jedoch in eine andere Richtung bewegen, vgl. R. Roosen, Die Kirchengemeinde – Sozialsystem im Wandel. Analysen und Anregungen für die Reform der evangelischen Gemeindegemeinschaft, Berlin/New York 1997, 599.

⁷ Dieser Begriff ist insofern nicht ganz eindeutig, als die ursprüngliche Vereinsidee des 19. Jh. von inhaltlichen Anliegen geprägt war. Hier meint er einen in erster Linie auf die eigene Gruppe bezogenen Zusammenschluss von Menschen, der von Selbstorganisation und von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägt ist. Dies entspricht dem Charakter vieler Vereine heute, so dass ich an diesem Begriff vorläufig – mangels einer treffenderen Bezeichnung – festhalte.

Bedürfnissen von Menschen selbst oder in der unmittelbaren Umgebung. In ihm haben viele bisherige Arbeitsgebiete der bisherigen Ortsgemeinden ihren Platz, bei denen Gemeinschaft und Geselligkeit im Vordergrund stehen wie beispielsweise Seniorinnenkreise, Single-Gruppen, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Diese richten sich vorrangig an Bevölkerungsgruppen, die wenig mobil sind und für die entsprechend die Nähe zum Wohnort besonders wichtig ist. Das von den Befürwortern der parochialen Organisation häufig betonte Argument, Kirche müsse wohnortnah erlebbar sein, um Heimat zu vermitteln und Heimat zu gestalten, wird damit aufgenommen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“⁸ zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen, die sich zum „Ensemble der Opfer“⁹ rechnen lassen. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die im Nahbereich Gemeinschaft suchen, ohne die Anstrengung persönlicher Aktivität und Wahl auf sich zu nehmen. Da es diesen Bereich potenziell an jedem kirchlichen Ort gibt, werden die Chancen der wohnortnahen kirchlichen Arbeit damit genutzt; die Tradition, Kirche territorial zu organisieren, bleibt erhalten.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln, welche Kreise und Gruppen also in welcher Form dort entstehen oder sich anlagern, hängt zunächst von dem Bedarf an dem jeweiligen Ort ab. In Gegenden mit einem hohen Anteil älterer Menschen wird sich ein anderer Schwerpunkt der Gruppen ergeben als in einem Gebiet mit vielen jungen Familien. Wenn es einen hohen Anteil von Menschen dort gibt, die unter den gesellschaftlichen Entwicklungen eher leiden, wird der Charakter anders sein als in Gegenden, wo viele auf der „Gewinnerseite“ stehen.

⁸ Den Begriff habe ich übernommen von W.-E. Failing, Das große Versprechen der Stadt. Stadt und Kirche – eine praktisch-theologische Skizze, in: Darmstädter Theologische Beiträge zu Gegenwartsfragen: Stadtkultur leben, Darmstadt 1998, 138, der auch von dem „caritative[n] Handeln im Kleinen“ und der „elementare[n] diakonische[n] Kleinhandlung“ (ebd.) spricht.

⁹ Diese von Ernst Lange geprägte Formulierung und die entsprechende Aufgabenbestimmung der Kirche wird in der Argumentation zugunsten der Parochie vielfach aufgenommen.

Die diakonischen Aufgaben dieses Bereichs, die betreuenden Funktionen, sollten allerdings nicht der Dynamik von Angebot und Nachfrage überlassen bleiben. Immer dort, wo es nicht nur um die Befriedigung eigener Bedürfnisse, sondern auch um die Sorge für andere geht, muss organisatorisch sichergestellt werden, dass die Aufgaben erfüllt werden. Zumindest Motivation, möglicherweise aber auch organisatorische Hilfestellung ist hier auch in größerem Maße nötig als für die Gruppen und Kreise Gleichgesinnter. Dies führt zur Frage nach den Verantwortlichkeiten für den vereinskirchlichen Bereich.

Ehrenamtliche gestalten und leiten

Grundsätzlich sollte dieser Bereich von Ehrenamtlichen gestaltet und geleitet werden.¹⁰ Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit, vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür: Theologisch wird das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“ ernstgenommen, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut und sie nicht in unmündiger Abhängigkeit von den Geistlichen hält. Soziologisch wird umgesetzt, dass sich immer mehr Menschen soziales Engagement nur selbstbestimmt vorstellen können. Dies muss verbunden werden mit der Möglichkeit zu einer Qualifizierung, die zu dieser Arbeit befähigt, möglicherweise aber auch Kompetenzen für den privaten und beruflichen Bereich vermittelt, die die Motivation zum kirchlichen Engagement erhöhen. Das Modell setzt damit um, was hinsichtlich ehrenamtlicher Arbeit in den letzten Jahren immer wieder gefordert wurde, nämlich Ehrenamtliche nicht als Lückenbüßer bei schwindenden hauptamtlichen Kräften zu verstehen, sondern ihnen eine eigenständige Rolle zuzubilligen.¹¹

Dass Ehrenamtliche die Organisation und die Durchführung der Aktivitäten im vereinskirchlichen Bereich übernehmen, bedeutet natürlich für viele Gruppen und für viele bisher in Gemeinden Engagierte, sich erheblich um-

¹⁰ Ähnlich auch Roosen, Kirchengemeinde, 599 und Ziemer, Kirche im Veränderungsprozess, 115.

¹¹ Vgl. zusammenfassend H. Keupp, Mehr Amt als Ehre? Über den Sinn von freiwilliger Arbeit, Lernort Gemeinde 20 (2002/1), 3-8 und unter der Berücksichtigung theologischer Aspekte S. Natrup, Pfarramt und Ehrenamt: Der Pfarrer/die Pfarrerin und seine/ihre Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen, PrTh33 (1998), 206-223.

zustellen. Mit liebgewordenen Gewohnheiten – wie sich auf die „Versorgung“ durch den Pfarrer oder auch nur die guten Ideen der Pfarrerin zu verlassen – bricht das Modell. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, sich immer wieder klarzumachen, was die Alternativen sind und was damit gewonnen werden kann, Kirche von vielen aktiv zu gestalten. Wichtig ist dabei aber auch, die ehrenamtliche Arbeit professionell zu unterstützen – besonders natürlich in der Übergangszeit, aber auch auf Dauer. Dies ist eine Aufgabe, für die Diakone und Gemeindepädagoginnen m.E. hervorragend geeignet sind. Aus verschiedenen Gründen scheint es mir sinnvoll, dass nicht die Pfarrerinnen und Pfarrer diese Aufgabe übernehmen. Ich befürchte, dass die Versuchung groß wäre, doch wieder die bisherigen Betreuungsaufgaben als „Mädchen für alles“ weiterzuführen und den Schwerpunkt der pastoralen Arbeit den bisherigen ortsgemeindlichen Strukturen anzunähern. Zudem ist diese Rollenverteilung eine Chance, die Aufgaben und Arbeitsfelder der unterschiedlichen Berufsgruppen in der Kirche zu klären. Vor allem aber entspricht die Begleitung und Unterstützung Ehrenamtlicher im Bereich des kirchlichen Lebens diesen Berufsgruppen von ihrer Ausbildung und Kompetenzen her.¹²

Die Hauptamtlichen sollen jedoch nicht selbst die praktische Arbeit durchführen, sondern bei der Selbstorganisation und der Durchführung helfen. Es erscheint mir sinnvoll, sie nicht fest an einem bestimmten kirchlichen Ort anzusiedeln, für den sie dann ausschließlich zuständig sind – denn auch bei den Diakoninnen und Gemeindepädagogen sehe ich die Gefahr, dass ihnen aufgrund der jahrhundertelangen Gewohnheiten Leitungsaufgaben angetragen werden. Sie sollten also eher für mehrere kirchliche Orte zuständig sein, vielleicht auch als Team. Sie können bei Bedarf angefragt werden, aber natürlich auch selbst Ideen entwickeln und Anstöße geben. Ihre Aufgaben sind dann konkret zum Beispiel Hilfe zu leisten beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises, aber auch, die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe

¹² Dieser Aufgabenbereich wird auch in neueren Überlegungen zu „gemeindepädagogischen Kernkompetenzen“ betont, vgl. N. Piroth, Die unvollendete Kirchenreform. Zum wünschenswerten Verhältnis von Gemeindepädagogen und Pfarrerinnen, Lernort Gemeinde 20 (2002/1), 41-46.

oder eine Betreuungsaufgabe zu vermitteln – egal, ob sie selbst Fortbildung durchführen oder sie vermitteln.¹³

Differenzierte inhaltliche Arbeitsbereiche

Neben dem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten vereinskirchlichen Leben schlage ich vor, dass es an jedem kirchlichen Ort einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit gibt, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich definiert sich über die Inhalte der Arbeit, weniger über den Geselligkeitsaspekt. Ich plädiere also für eine differenzierte und spezialisierte kirchliche Arbeit, die die Vielfalt der kirchlichen Aufgaben in der Gegenwart erfüllt. Ein wichtiges Argument der nichtparochialen Position wird damit aufgenommen. Das bedeutet auch, dass nicht an jedem kirchlichen Ort Ähnliches angeboten wird. Dem flächendeckenden Prinzip wird also eine Absage erteilt.¹⁴

Zu den inhaltlichen Arbeitsbereichen gehören die kirchlichen Aufgaben, die bisher als „funktionale Dienste“ bezeichnet wurden: zum Beispiel die verschiedenen Bereiche (spezialisierter) diakonischer Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben. Ein weiterer Bestandteil ist die inhaltlich qualifizierte Zielgruppenarbeit wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit oder Seniorinnen- und Seniorenarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog.

Aufgegeben wird dabei der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten, und aufgegeben wird auch das Prinzip der Allzuständigkeit – sowohl die Allzuständigkeit von Pfarrerrinnen und

¹³ Hier schließe ich an pastoraltheologische Überlegungen an, die die kirchlichen Hauptberuflichen primär als „Dienstleister der ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen“ begreifen, denen sie helfen, „die eigene Berufung zu finden, zu leben und zu entwickeln“. So B. Petry, *Leiten in der Ortsgemeinde. Allgemeines Priestertum und kirchliches Amt – Bausteine einer Theologie der Zusammenarbeit* (LLG 9), Gütersloh 2001, 281 bzw. 277.

¹⁴ Diesen Aspekt enthält auch der Vorschlag von H.-Chr. Stoodt, *Formen kirchlicher Arbeit an der Schwelle von der Industrie- zur Risikogesellschaft*, PTh 80 (1991), 116-132, 116. Auch Wolf-Eckart Failing favorisiert eine Pluralisierung der kirchlichen Strukturen vor allem im städtischen Bereich (Failing, *Versprechen der Stadt*, 125f.).

Pfarrern als auch von Ortsgemeinden¹⁵. Das bedeutet durchaus auch Verzicht – aber der Verzicht eröffnet die Chance, kompetente und konzentrierte Arbeit zu leisten, statt sich in einer Fülle von Arbeitsbereichen zu verzetteln.

Die Gefahr ist jedoch, dass sich die unterschiedlichen angesprochenen Gruppen und Arbeitsgebiete gegeneinander abgrenzen und nichts mehr miteinander zu tun haben. Um die Kommunikation untereinander zu gewährleisten, schlage ich vor, dass sich an den kirchlichen Orten in der Regel mehr als ein Schwerpunkt etabliert. Diese sollten möglichst nicht zu nahe verwandt sein und unterschiedliche Zielgruppen ansprechen – so wäre beispielsweise das Nebeneinander von Bildungsarbeit und Obdachlosenarbeit günstiger als von Bildungsarbeit und Kirchenmusik, das Nebeneinander von der Arbeit mit jungen Familien und Seniorinnen günstiger als von jungen Familien und biografiebezogener Arbeit. Den Kontakt zwischen den unterschiedlichen Menschen und Gruppen zu fördern, gehört dann zu den Aufgaben der Hauptamtlichen.

Organisatorisch sollte der Entscheidungsprozess, welche Arbeitsbereiche an welchem Ort stattfinden, sowohl „von unten“ als auch „von oben“ gestaltet werden: Einerseits müssen diejenigen, die sich an einem kirchlichen Ort bisher engagiert haben, maßgeblich beteiligt werden. Sinnvollerweise sollten dabei bisherige Schwerpunkte aufgenommen und weitergeführt werden. Andererseits braucht es aber auch eine koordinierende Größe, die sicherstellt, dass in einer bestimmten Region alle wesentlichen kirchlichen Aufgabengebiete vorhanden sind und in zumutbarer Entfernung erreicht werden können. Zur konkreten Umsetzung müsste ein Verfahren entwickelt werden, die Bedürfnisse und Anliegen vor Ort ernst zu nehmen und gleichzeitig die Region im Blick zu haben. Als eine solche Größe bieten sich teilweise die großen Städte, in ländlichen Gegenden die Kirchenkreise oder Dekanate an, in kleineren Landeskirchen eventuell sogar die landeskirchliche Ebene.

¹⁵ Dieser Aspekt, „das Differenzbewußtsein der Kirchen innerhalb der Stadt zu stärken“ (M. Hein, Thesen zu einer ‚Theologie des Gemeindeabbaus‘ in der Großstadt, PTh 87 (1998), 192-196, 195) und von der „gewohnten flächendeckenden kirchlichen Versorgung Abschied zu nehmen“ (M. Kehl, Wohin geht die Kirche? Zur strukturellen Veränderung der Kirche in Deutschland, StZ 120 (1995), 147-159, 148f.), findet sich häufiger in der Literatur. Dies wird dann allerdings stärker auf das faktische Teilnahmeverhalten von Menschen bezogen, ohne dem organisatorisch grundlegend Rechnung zu tragen.

Diese Arbeitsgebiete werden – ähnlich wie bisher – mit einer Mischung aus haupt- und ehrenamtlicher Arbeit gestaltet, wobei im Einzelnen das Verhältnis zwischen diesen beiden Größen sehr unterschiedlich ausfallen dürfte. Die organisatorische Trennung von vereinskirchlichem Leben und den jeweiligen Arbeitsschwerpunkten kann es auch in neuer Weise ermöglichen, die Professionalität von Hauptamtlichen zu schätzen, ohne zu einer „Pastorenkirche“ zu werden. Viele Arbeitsgebiete sind aber ohne Beteiligung Ehrenamtlicher weder denkbar noch sinnvoll. Diese können sich dann nach eigener Wahl für ein bestimmtes Engagement an einem bestimmten Ort entscheiden.

Gottesdienste an allen kirchlichen Orten

In dem Modell „kirchliche Orte“ findet an jedem kirchlichen Ort ein gottesdienstliches Leben statt. Ein wesentlicher Unterschied zwischen bisherigen Parochien und bisherigen nichtparochialen Arbeitsbereichen ist damit aufgehoben. Allerdings ist der agendarische Gottesdienst am Sonntagvormittag nicht mehr die Regelform. Es entsteht eine Vielfalt gottesdienstlicher Formen mit unterschiedlichem Charakter und zu unterschiedlichen Zeiten.¹⁶ Prägend für den Charakter des Gottesdienstes sind die jeweiligen Arbeitsbereiche an dem kirchlichen Ort: Wenn ein Ort Jugendarbeit macht, gibt es dort Jugendgottesdienste, im Arbeitsbereich Spiritualität meditative Gottesdienste, der Bereich Kirchenmusik gestaltet musikalisch orientierte Gottesdienste, gestalten aus der Arbeit mit jungen Familien erwachsen Familiengottesdienste, der Arbeitsbereich Biografiearbeit oder Kasualien gestaltet Gottesdienste, die besonders biografische Themen aufgreifen etc. Das bedeutet auch für den Gottesdienst eine Konzentration und das Aufgeben des Anspruchs, alle Menschen gleichermaßen anzusprechen – was ja auch bisher faktisch nicht der Fall ist. Die Konzentration dürfte sich zum einen positiv auf die Gestaltung und die Ausstrahlung der Gottesdienste auswirken. Zum

¹⁶ Hier treffen sich meine Ideen mit E. Cauer, *Anteilnehmende Gemeinde. Ein Beitrag zur Struktur evangelischer Gemeindegemeinschaft in Berlin*, PTh 84 (1995), 654-663, 657 und Failing, *Versprechen der Stadt*, 129. Auch E. Winkler (*Gemeinde zwischen Volkskirche und Diaspora. Eine Einführung in die praktisch-theologische Kybernetik*, Neukirchen-Vluyn 1998, 187) konstatiert: „Es ist sinnlos, wenn dicht beieinander liegende Kirchen zur selben Zeit Gottesdienste im selben Stil veranstalten.“

anderen wird die gottesdienstliche Feier organisch in das sonstige Handeln eingebunden und bildet keinen sonntäglichen Sonderbereich.

Kasualien sowohl wohnortnah als auch als Schwerpunktarbeit

Kasualien sind zunächst an jedem kirchlichen Ort möglich. Für die Menschen, denen die Nähe zu ihrem Wohnort wichtig ist, sollte der ihrem Wohnort nächstgelegene kirchliche Ort eine mögliche Anlaufstelle sein, wo sie mit ihrem Anliegen nach einer Taufe, einer Trauung oder einer Bestattung willkommen geheißen werden. Für diejenigen, denen es weniger auf die Wohnortnähe als auf die Ästhetik des Gebäudes ankommt, gibt es Kirchen mit dem Arbeitsbereich „Kasualien“ – vorzugsweise mit entsprechenden kirchlichen Gebäuden. An diesen Orten lagern sich Angebote um die Kasualien herum an wie beispielsweise Seminare für angehende Taufpatinnen und Taufpaten oder Hochzeitspaare oder auch Trauerarbeit.

Dabei ist die Frage, ob Kasualien territorial oder spezialisiert verortet werden, erst einmal mit einem „sowohl – als auch“ gelöst. Auf längere Sicht wird sich dann vermutlich deutlicher zeigen als heute, ob die Einschätzung der parochialen oder der nichtparochialen Argumentation eher zutrifft. Wenn beide Orientierungen, die wohnortnahe und die ästhetische – als legitim angesehen werden, können die Strukturen dann flexibel angepasst werden.

„Kirchliche Orte“ auch auf dem Lande?

Dieses Modell kirchlicher Orte mit differenziertem Angebot erscheint zunächst in großen Städten leichter durchführbar als in ländlichen Regionen, da in der Großstadt die Entfernungen zwischen kirchlichen Orten geringer sind und die Bedürfnisse differenzierter. Das legt nahe, die inhaltlichen Arbeitsbereiche auf dem Land weniger auszudifferenzieren als in der Stadt. Hier ist eine genaue Wahrnehmung der Verhältnisse vor Ort und eine gute Kommunikation mit den Menschen am Ort unverzichtbar. In Einzelfällen können auch einmal mehrere Arbeitsbereiche an einem kirchlichen Ort versammelt werden. In Dörfern, wo das kirchliche Leben und die „Kirche im Dorf“ eine wichtige Rolle im Sozialgefüge spielt, dürfte der vereinskirchliche Bereich ohnehin wichtiger sein als spezialisierte Arbeitsbereiche. Das Modell ist so flexibel, dass es auch immer wieder neu an die Gegebenheiten und Bedürfnisse vor Ort angepasst werden kann. Es kann auf diese Weise auf die bestehenden Unterschiede zwischen Stadt und Land eingehen, ohne diese festzu-

schreiben, wenn sich Stadt und Land weiter einander annähern, wie ja häufig vermutet wird.

Kirchenrechtliche Fragen

Das Modell kirchlicher Orte hat Auswirkungen auf die rechtliche Zugehörigkeit der Kirchenmitglieder. Sie können dann nicht mehr über ihren Wohnort einer Parochie zugeordnet werden. Die Mitgliedschaft muss zentral geführt und vermutlich auf die Landeskirche, zumindest aber auf einen Sprengel oder eine Region bezogen werden. Auch die Verteilung der Kirchensteuern auf die kirchlichen Orte müsste neu geregelt werden, da sich die Verteilung ja nicht mehr nach der Wohnbevölkerung richten kann. Hierfür müsste bei der konkreten Umsetzung ein differenziertes Verfahren entwickelt werden. Es müsste auch den Anreiz und die Unterstützung dafür enthalten, zusätzliche Gelder einzuwerben. Im Vergleich zu den bisherigen kirchlichen Strukturen dürfte die Chance, dass Menschen die kirchliche Arbeit zusätzlich finanziell unterstützen, wachsen, weil die Arbeitsbereiche klar benannt werden und es transparent ist, wie die Gelder verwendet werden.

Zu klären wäre auch die Frage der Leitung für die beiden Bereiche und den kirchlichen Ort als ganzen. Als eine sinnvolle Konstruktion könnte ich mir vorstellen, dass es, angelehnt an die Tradition der Kirchenvorstände oder Presbyterien, aber auch die Beiräte in nichtparochialen Bereichen, Vertretungen sowohl für den vereinskirchlichen als auch für den inhaltlich bestimmten Bereich gibt, aus denen sich dann ein Leitungsgremium mit der Verantwortung für den kirchlichen Ort als ganzen bildet.

Öffentlichkeitsarbeit als grundlegende Aufgabe der Kirche

Besonders wichtig in dem Modell „kirchliche Orte“ ist die Öffentlichkeitsarbeit – sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit! Für jede Stadt oder jede Region sollte eine zentrale kirchliche Informationsstelle eingerichtet werden, die ebenso professionell wie freundlich Auskunft gibt, wo welcher kirchliche Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und welche Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Hier sollte persönliche Beratung geleistet werden für diverse Fragen: Fragen nach Gottesdiensten mit einem bestimmten Charakter, Fragen nach ehrenamtlichem Engagement, Fragen nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, Fragen nach Kasualien und vielem mehr. Großzügige Öffnungszeiten

und telefonische Auskunft sollten ebenso selbstverständlich sein wie gut ausgebildete Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – sie haben eine zentrale Bedeutung an der Schnittstelle für Kirche und Gesellschaft als „Zugangspunkte“ zur Kirche. Außerdem sollten ansprechende und ständig aktualisierte Webseiten gute Informationsmöglichkeiten über das Internet bieten. Auch hier muss es interaktiv eine umfassende und qualifizierte Beratung geben. Die Kirche würde damit signalisieren: Ihr müsst nicht schon „Insider“ sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr das in der Kirche findet, Was ihr sucht!

Die Chancen des Modells kirchlicher Orte

Das Modell sucht einen Weg, bei dem parochiale und nichtparochiale Strukturen nicht als Alternativen gegeneinander ausgespielt werden, sondern bei dem sich ihre Stärken vereinigen. Das vereinskirchliche Leben stellt sicher, dass die Kirche am Wohnort präsent bleibt und die Aufgaben, die sich mit dem Wohnort verbinden, erfüllt. Mit den unterschiedlichen inhaltlichen Bereichen an den kirchlichen Orten wird gleichzeitig die Vielfalt kirchlicher Aufgaben ermöglicht, die sich der Kirche heute stellen.

Ein wesentlicher Vorteil des Modells liegt m.E. darin, dass es eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität verbindet. Das erscheint mir in mehrfacher Hinsicht zukunftsfähig: Eine „Generallösung“ ist in der Situation heute sicherlich nicht sinnvoll, weil unterschiedliche Regionen unterschiedliche Besonderheiten und Erfordernisse haben. Diese können in dem Modell berücksichtigt werden, ohne dass für jede Region ein völlig neues Modell erfunden werden muss. Gleichzeitig kann dieses Modell sich Veränderungen flexibel anpassen. Einige Übergangslösungen bis zu einer deutlicheren Klärung der Situation (z.B. für die Kasualien) wurden bereits genannt, weitere ließen sich finden. Die grundlegende Forderung, „Veränderung muss bewahren, was Kirche wesentlich ausmacht“¹⁷, wird damit erfüllt, ohne dass heute schon für alle Zukunft festgeschrieben wird, was dies konkret für kirchliche Strukturen bedeutet. Wenn sich die Erkenntnis, „was Kirche wesentlich ausmacht“, verändert, kann sich das Modell kirchlicher Orte leicht verändern – indem zum Beispiel Arbeitsbereiche anders gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich mehr oder weniger Bedeutung erhält. Schritte

¹⁷ Ziemer, Kirche im Veränderungsprozess, 117.

zu diesem Modell würden vermutlich einen kirchlichen und praktisch-theologischen Diskurs genau zu dieser Frage – was Kirche wesentlich ausmacht – fördern – und dies erscheint mir eine wesentliche Aufgabe der nächsten Jahre und Jahrzehnte. Nicht zuletzt gilt die Flexibilität auch finanziell: Die kirchlichen Strukturen können den Finanzen angepasst werden, indem es mehr oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen gibt, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss (wie dies beispielsweise bei dem Prinzip der Flächendeckung absehbar ist).

Nicht nur finanziell, sondern vor allem inhaltlich wichtig ist die Chance dieses Modells, dass Menschen von der Kirche angesprochen werden, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben. Sicher ist mit diesem Modell die inhaltliche Krise der Kirche nicht aufgelöst. Aber vielleicht stellt es Strukturen bereit, in denen die inhaltliche Frage, welche Aufgaben die Kirche hat und wie die in der Gegenwart konkret aussehen, konstruktiv angehen lässt. Das könnte ein viel versprechender Anfang werden.